

P. Ricoeur, La métaphore et le problème central de l'hermeneutique, in: Revue philosophique de Louvain 70 (1972), 93–112; nach der Redaktion der englischen Übersetzung: Metaphor and the Main Problem of Hermeneutics, New Literary History 6 (1974/75), 95–110 [geringfügige Kürzungen der engl. gegenüber der franz. Fassung]. — Übersetzt von Ursula Christmann.

DIE METAPHER UND DAS HAUPTPROBLEM DER HERMENEUTIK

Von PAUL RICOEUR

Ich gehe in diesem Aufsatz davon aus, daß das Hauptproblem der Hermeneutik das der Interpretation ist. Nicht Interpretation in irgendeiner unbestimmten Bedeutung des Wortes, sondern Interpretation in doppelter Bestimmung: die erste betrifft ihren Anwendungsbereich, die zweite ihren erkenntnistheoretischen Charakter. Zum ersten Punkt möchte ich sagen, daß es Interpretationsprobleme gibt, weil es *Texte, schriftliche* Texte gibt, deren Autonomie (ihre Unabhängigkeit von der Intention des Autors oder der Situation des Werks oder der Bestimmung für einen ursprünglichen Leser) spezifische Probleme schafft. In der mündlichen Rede werden diese Probleme für gewöhnlich durch die Art von Austausch oder Verkehr ausgeräumt, die wir Gespräch oder Unterhaltung nennen. Bei geschriebenen Texten muß die Rede [discours] für sich selbst sprechen. Stellen wir also fest, daß es Interpretationsprobleme gibt, weil die Beziehung Schreiben—Lesen nicht etwa ein Sonderfall der Beziehung Sprechen—Hören ist, so wie wir sie aus der Gesprächssituation kennen. Das ist das allgemeinste Charakteristikum der Interpretation, soweit es ihren Anwendungsbereich betrifft.

Zum zweiten erscheint der Begriff Interpretation auf erkenntnistheoretischer Ebene als Gegenbegriff zu dem der Erklärung [explication]; zusammengenommen bilden beide ein bedeutsames Gegensatzpaar, das in Deutschland seit Schleiermacher und Dilthey zahlreiche philosophische Auseinandersetzungen ausgelöst hat; dieser Tradition zufolge hat der Begriff Interpretation spezifische subjektive Konnotationen, wie etwa die Einbeziehung des Lesers in den Prozeß des Verstehens und die Wechselwirkung von *Text*—Interpretation und *Selbst*—Interpretation. Diese Wechselwirkung ist normalerweise unter der Bezeichnung „hermeneutischer Zirkel“ bekannt und wurde bislang — hauptsächlich von logischen Positivisten, aus entgegengesetzten Gründen, aber auch von Denkern

der Romantik — als das Gegenteil zu jener Art von Objektivität und fehlender Selbsteinbeziehung angesehen, wie sie für eine wissenschaftliche Erklärung der Dinge als charakteristisch gilt. Ich werde später auf die Frage eingehen, inwieweit wir uns veranlaßt sehen dürfen, den Gegensatz zwischen Interpretation und Erklärung auf einer neuen Grundlage zu ergänzen und sogar neu aufzubauen.

Immerhin mag diese schematische Beschreibung des Interpretationsbegriffs genügen, um die beiden Seiten des Hauptproblems der Hermeneutik zu umreißen: einmal des Status geschriebener Texte in Opposition zur gesprochenen Sprache und zum anderen des Status der Interpretation in Opposition zur Erklärung [explication].

Und nun zur Metapher!

Ziel dieses Aufsatzes ist es, einen Zusammenhang zu schaffen zwischen den Problemen, die in der Hermeneutik durch die *Textinterpretation* entstehen, und jenen Problemen, die der Rhetorik, der Semantik, der Stilistik — oder ganz gleich welcher Disziplin — durch die Metapher erwachsen.

I. Text und Metapher als Diskurs

Unsere erste Aufgabe wird darin bestehen, eine gemeinsame Grundlage für die Texttheorie und die Metaphertheorie zu finden. Diese gemeinsame Grundlage hat bereits einen Namen: Diskurs; es bleibt nunmehr festzustellen, welcher Status ihr zukommen soll.

Zunächst fällt eines auf: die beiden von uns hier untersuchten Einheiten sind von unterschiedlicher Länge und von ihrer Länge her mit der Grundeinheit der Rede [discours], nämlich mit dem Satz, vergleichbar. Selbstverständlich kann sich ein Text auf einen einzigen Satz beschränken, wie etwa in Sprichwörtern oder Aphorismen; aber Texte haben eine Maximallänge, die von Abschnitten bis zu Kapiteln, Büchern, ausgewählten Werken, „Gesammelten Werken“ und sogar ganzen Bibliotheken gehen kann. Als *Werk* werde ich hier diejenige abgeschlossene Rede-sequenz bezeichnen, die man als Text betrachten kann. Während nun Texte aufgrund ihrer Maximallänge identifizierbar sind, lassen sich Metaphern aufgrund ihrer Minimallänge, nämlich der von Wörtern, identifizieren. Selbst wenn der weitere Verlauf dieser Untersuchung darauf abzielt zu zeigen, daß es ohne bestimmte Kontexte keine Metaphern im Sinne von

metaphorischen *Wörtern* gibt, selbst wenn wir somit von metaphorischen *Aussagen* [statements] sprechen müssen, die mindestens die Länge eines Satzes erfordern, so ist doch — mit Monroe Beardsley zu sprechen — die „metaphorische Verdrehung“ (*The Metaphorical Twist*) etwas, das *Wörtern* widerfährt; die Bedeutungsveränderung, welche die volle Mitwirkung des Kontextes erfordert, betrifft das Wort; es ist das Wort, das in spezifischen Kontexten „metaphorisch gebraucht“ wird, „nicht wörtlich zu nehmen“ ist oder eine „neu entstehende Bedeutung“ zeigt. So verstanden, wird die aristotelische Definition der Metapher — als Übertragung [transposition] eines fremden *Namens* (oder Wortes, ὄνομα) — keineswegs durch eine Theorie aufgehoben, die den Hauptakzent auf das Wirken des Kontextes legt, das die Verschiebung der Bedeutung im Wort hervorbringt. Das Wort bleibt der „Fokus“ [focus], selbst wenn dieser Fokus den „Rahmen“ [frame] des Satzes erfordert, um das Vokabular von Max Black zu verwenden.

Diese erste, rein formale Bemerkung, welche die unterschiedliche Länge von Text und Metapher, d. h. von *Werk* und *Wort* betrifft, wird uns die genauere Ausführung unseres Anfangsproblems erleichtern: inwieweit dürfen wir die Metapher als ein Werk en miniature behandeln? Die Antwort auf diese erste Frage wird uns später bei der zweiten Fragestellung weiterhelfen: inwieweit kann man das hermeneutische Problem der Textinterpretation als die im großen Maßstab betriebene Erweiterung der Probleme ansehen, die sich in gedrängter Form bei der Erklärung einer lokalen Metapher innerhalb eines gegebenen Textes stellen?

Ist eine Metapher ein Werk en miniature? Darf man ein Werk, etwa ein Gedicht, als eine ausgedehnte Metapher ansehen? Die Antwort auf diese Frage hängt von den allgemeinen Eigenschaften des *Diskurses* ab, da sowohl Text wie Metapher, Werk wie Wort, unter dieselbe Kategorie fallen, nämlich die der Rede.

Ich will hier nicht ausführlich auf den Begriff des Diskurses eingehen, sondern werde meine Untersuchung auf diejenigen Merkmale beschränken, die für den Vergleich von Text und Metapher notwendig sind. Im Rahmen meiner Untersuchung werde ich nur die folgenden Charakteristika in Betracht ziehen, die alle die Form eines Paradoxons, d. h. eines offensichtlichen Widerspruches aufweisen.

Erstens erscheint Rede stets als *Ereignis* [événement]; sie ist das Gegenteil von Sprache als „langue“, Code oder System; als Ereignis ist sie etwas

Vorübergehendes: sie taucht auf und verschwindet wieder. Aber gleichzeitig — und hier liegt das Paradoxe — kann sie immer wieder als dasselbe identifiziert werden. Und dieses Selbe nennen wir im weiten Sinne ihre *Bedeutung* [signification/meaning]. Stellen wir also fest, daß Rede stets als Ereignis realisiert wird, daß sie aber stets als Bedeutung verstanden wird. Wir werden noch sehen, in welchem Sinne die Metapher den doppelten Charakter von Ereignis und Bedeutung in sich vereinigt.

Zweites Gegensatzpaar: die Bedeutung wird von einer spezifischen Struktur getragen, nämlich der des Satzes [proposition] die eine innere Opposition einschließt zwischen einem Pol der einzelnen Identifizierung (dieser Mann, jener Tisch, Monsieur Dupont, Paris) und einem Pol allgemeiner Prädikation (Menschheit als Gattung, Heiligkeit als Eigenschaft, Gleichheit als Beziehung, Laufen als Handlung). Die Metapher beruht, wie wir sehen werden, auf dieser „Attribution“ von Eigenschaften, die dem „Hauptgegenstand“ [principal subject] eines Satzes zugeschrieben werden.

Drittens kann der Diskurs als Handlung unter dem Gesichtspunkt des „Inhalts“ eines propositionalen Aktes betrachtet werden (er prädiert dieser oder jener Sache diese oder jene Eigenschaft) oder unter dem Gesichtspunkt dessen, was Austin die „Kraft“ [force] des gesamten Redeakts (des „Sprechakts in seiner Terminologie“) nannte: was über einen Gegenstand *gesagt* wird und was ich „tue“, *indem ich dies sage*, sind zwei verschiedene Dinge: Ich kann eine bloße Beschreibung geben oder einen Befehl erteilen oder einen Wunsch äußern oder eine Warnung aussprechen usw. Daher rührt die Polarität zwischen dem „lokutionären Akt“ (dem Akt *des Sagens*) und dem „illokutionären Akt“ (dem Akt dessen, was ich tue, *indem ich etwas sage*). Diese Polarität mag weniger nutzbringend erscheinen als die vorherigen, zumindest auf der Ebene der Struktur der metaphorischen Aussage; ihr fällt jedoch noch eine entscheidende Rolle zu, wenn wir die Metapher in der konkreten Umgebung etwa eines Gedichts, eines Aufsatzes oder eines fiktionalen Textes zu ersetzen haben.

Viertes Gegensatzpaar: Rede, vornehmlich als Satz, impliziert die Polarität von *Sinn* und *Bedeutung* [sense and reference], d. h. die Möglichkeit zu unterscheiden zwischen dem, *was* durch den Satz als Ganzes und durch die einzelnen Wörter als Teile des Satzes *gesagt* wird und dem, *worüber* etwas *gesagt* wird. Sprechen heißt doch, etwas über etwas sagen. Diese Polarität spielt die Hauptrolle im zweiten und dritten Teil dieses

Aufsatzes, da ich dort versuchen werde, das Problem der Erklärung mit der Dimension des „Sinns“, d. h. der immanenten Absicht der Rede, und die Probleme der Interpretation mit der Dimension der „Referenz“ zu verbinden, wobei unter „Referenz“ die Anwendbarkeit der Rede auf eine außersprachliche Wirklichkeit zu verstehen ist, *über die* sie das sagt, was sie sagt.

Ehe wir nun aber diese Dichotomie von Sinn und Bedeutung als die Grundlage des Gegensatzes zwischen Erklärung und Interpretation weiterentwickeln, wollen wir noch auf eine letzte Polarität hinweisen, die eine entscheidende Rolle in der Theorie der Hermeneutik spielen wird. Rede hat nicht nur eine Art der Referenz, sondern zwei: sie bezieht sich auf eine außersprachliche Wirklichkeit, etwa auf die Welt oder auf eine Welt, aber zugleich bezieht sie sich auf ihren eigenen Sprecher, und zwar mittels spezifischer Verfahren, die nur im Satz, also in der Rede, funktionieren. Das gilt für Personalpronomina, Tempora, Demonstrativa usw. Auf diese Weise hat die Sprache zugleich *Realitätsreferenz* und *Selbstreferenz*. Und ein und dieselbe Einheit — der Satz — hat diese doppelte Referenz: ist intentional und reflexiv, sachbezogen und selbstbezogen. [...] Wir werden später sehen, daß diese Verbindung zwischen den beiden Richtungen der Referenz der Schlüssel unserer Theorie und die Grundlage für unsere hermeneutische Reinterpretation des hermeneutischen Zirkels ist.

Ich zähle die grundlegenden Polaritäten des Diskurses noch einmal in Kurzform auf: Ereignis und Bedeutung, einzelne Identifizierung und allgemeine Prädikation, propositionaler und illokutionärer Akt, Sinn und Bedeutung, Wirklichkeitsbezug und Selbstreferenz.

Inwieweit kann man nun behaupten, daß Text und Metapher auf dieser selben Gegebenheit, die wir hier als Diskurs bezeichnet haben, beruhen?

Es läßt sich unschwer zeigen, daß alle Texte Diskurs sind, da sie von der kleinsten Einheit der Rede, dem Satz, ausgehen. Ein Text ist mindestens eine Reihe von Sätzen. Wir werden später sehen, daß er noch etwas mehr sein muß, um ein Werk zu sein. Aber er ist zumindest eine Reihe von Sätzen und deshalb ein Diskurs.

Die Zuordnung von Metapher und Rede erfordert eine eigene Rechtfertigung, eben weil die Definition der Metapher als eine Übertragung von *Namen* oder von Wörtern sie in eine Kategorie einzuordnen scheint, deren Einheiten kleiner sind als der Satz. Aber die Semantik des Wortes

beweist sehr deutlich, daß Wörter nur innerhalb eines Satzes *aktuelle* Bedeutung haben und daß lexikalische Einheiten — die Wörter in einem Wörterbuch — nur potentielle Bedeutung haben, und auch das nur kraft ihrer potentiellen Verwendung in Sätzen. [...] Was nun die Metapher selbst angeht, so beweist die Semantik ebenso schlagend, daß die metaphorische Bedeutung eines Wortes nicht im Wörterbuch zu finden ist (insofern können wir auch weiterhin die metaphorische Bedeutung als Gegensatz zu der wörtlichen Bedeutung betrachten, wenn wir unter wörtlicher Bedeutung *alles* verstehen, was an Teilbedeutungen im Wörterbuch aufgezählt wird, und nicht eine sogenannte ursprüngliche, grundlegende, einfache oder eigentliche Bedeutung). Wenn der metaphorische Sinn mehr ist als die Aktualisierung einer der potentiellen Bedeutungen eines polysemischen Wortes (und unsere Wörter in gewöhnlicher Rede sind alle polysemisch), dann folgt daraus notwendigerweise, daß es diesen metaphorischen Gebrauch nur *kontextuell* gibt; damit meine ich einen Sinn, der durch eine bestimmte kontextuelle Wirkung entsteht. Auf diese Weise werden wir dazu gebracht, *kontextuelle* Bedeutungsveränderungen *lexikalischen* Veränderungen gegenüberzustellen, welche die diachronische Seite der Sprache als Code, System oder *langue* betreffen. Die Metapher ist eine solche *kontextuelle* Bedeutungsveränderung.

Wenn ich das sage, dann geschieht das in teilweiser Übereinstimmung mit der modernen Metaphertheorie von I. A. Richards bis zu Max Black und Monroe Beardsley.¹ Genauer gesagt, stimme ich mit diesen Autoren im entscheidenden Punkt überein: ein Wort erhält metaphorische Bedeutung in spezifischen Kontexten, innerhalb deren es anderen, wörtlich zu nehmenden Wörtern gegenübergestellt wird; diese Verschiebung [*déplacement*] der Bedeutung resultiert hauptsächlich aus einer Kollision wörtlicher Bedeutungen, die einen wörtlichen Gebrauch des

¹ Mein Haupteinwand richtet sich gegen ihre Verwendung des „Systems assoziierter Gemeinplätze“ oder der „potentiellen Skala von Konnotationen“, die eher auf triviale Metaphern als auf echte Metaphern zutrifft. Im Falle der echten Metapher, der allein paradigmatisch ist, geht die kontextuelle Wirkung über eine bloße Verwirklichung der potentiellen Skala von Gemeinplätzen oder Konnotationen hinaus. Ich werde im zweiten Teil noch auf diesen Punkt zu sprechen kommen. Die Metaphertheorie muß sich direkt mit der neuen Metapher befassen und darf nicht mittels einer Erweiterung von abgegriffenen Metaphern zu neuen Metaphern erfolgen.

betreffenden Wortes ausschließt und Anhaltspunkte für eine neue Bedeutung liefert, die in den Kontext des Satzes hineinpaßt und in diesem Kontext einen Sinn ergibt. [...]

Diese kontextuelle Wirkung [contextual action] schafft eine Wortbedeutung, die ein Ereignis ist, da sie nur in diesem Kontext existiert; sie kann jedoch als dieselbe identifiziert werden, wenn sie wiederholt wird. Insofern kann man die Innovation einer „neuentstehenden Bedeutung“ (Beardsley) als Sprachschöpfung ansehen. Wird diese nun von einem einflußreichen Teil der Sprachgemeinschaft übernommen, dann kann sie sogar zu einer Standardbedeutung werden und in die Polysemie der lexikalischen Einheiten eingereiht werden und so einen Beitrag zur *Geschichte* der Sprache als *langue*, Code oder *System* leisten. Aber in diesem letzten Stadium ist die Metapher nicht länger eine lebende, sondern eine tote Metapher. Nur echte Metaphern sind gleichzeitig „Ereignis“ und „Bedeutung“.

Die kontextuelle Wirkung erfordert ebenso unsere zweite Polarität, nämlich die von einzelner Identifikation und allgemeiner Prädikation: eine Metapher wird über einen „Hauptgegenstand“ ausgesagt; als „Modifikator“ dieses Gegenstandes fungiert sie als eine Art „Attribution“. Die drei Theorien, auf die ich hier anspiele, beruhen auf dieser prädikativen Struktur, ganz gleich, ob sie nun „Vehikel“ und „Tenor“, „Rahmen“ und „Fokus“ oder „Modifikator“ und „Hauptgegenstand“ gegenüberstellen.

Der Umstand, daß die Metapher die Polarität zwischen Sinn und Bedeutung erfordert, wird einen ganzen Teil dieses Aufsatzes beanspruchen; dasselbe gilt für die Polarität zwischen Wirklichkeitsbezug und Selbstreferenz. Man wird später verstehen, weshalb ich auf der Ebene metaphorischer Aussagen außerstande bin, mehr über Sinn und Bedeutung sowie über Wirklichkeitsbezug und Autoreferenz zu sagen. Hier ist die Vermittlung der Texttheorie nötig.

Nachdem wir den äußeren Rahmen für unseren Vergleich abgesteckt haben, können wir uns jetzt an den zweiten Teil unserer Aufgabe begeben, in dem wir unsere zweite Frage beantworten wollen: inwieweit kann man von *Texterklärung* und -interpretation einerseits und *Metaphernerklärung* andererseits als ähnlichen Vorgängen sprechen, die freilich auf zwei verschiedenen Ebenen des Diskurses angewandt werden, nämlich auf der Ebene des *Werks* und auf der Ebene des *Wortes*?

II. Erklärung und Metapher

(Von der Metapher zum Text)

Ich möchte die folgende Arbeitshypothese überprüfen: von einem Standpunkt aus liefert das Verstehen einer Metapher den Schlüssel zum Verständnis längerer Texte, etwa literarischer Werke. Das ist der Standpunkt der Erklärung, der nur denjenigen Aspekt der Bedeutung in Betracht zieht, den wir den *Sinn* genannt haben, d.h. die immanente Absicht der Rede. Aber von einem anderen Standpunkt aus liefert das Verstehen des Werks als Ganzes den Schlüssel zur Metapher; dieser andere Standpunkt ist derjenige der Interpretation im eigentlichen Sinn; er entwickelt den zweiten Aspekt der Bedeutung, den wir die Referenz genannt haben, d.h. die intentionale Gerichtetheit auf eine Welt und die reflexive Gerichtetheit auf ein Selbst. Wenn wir also Erklärung auf den Sinn als die dem Werk immanente Absicht anwenden, dann können wir die Interpretation derjenigen Art von Fragestellung vorbehalten, die sich mit der Fähigkeit eines Werkes beschäftigt, eine eigene Welt zu entwerfen und den hermeneutischen Zirkel zwischen dem Erfassen dieser von ihm entworfenen Welten und der Erweiterung des Selbstverständnisses angesichts dieser Welten überhaupt in Gang zu setzen.

Unsere Arbeitshypothese legt es uns somit nahe, auf der Ebene des „Sinns“ und der „Erklärung“ des Sinns von der Metapher zum Text vorzugehen — und dann vom Text zur Metapher auf der Ebene der Referenz des Werks auf eine Welt und auf ein Selbst, d.h. auf der Ebene der Interpretation im eigentlichen Sinn.

Welche Aspekte der Metaphernerklärung sind nun als Paradigmen der Erklärung oder Erläuterung eines Textes geeignet?

Diese Aspekte sind charakteristisch für die eigentliche Erklärungsarbeit und werden nicht sichtbar, wenn wir von trivialen Fällen ausgehen, wie z.B. „Der Mensch ist ein Wolf, ein Fuchs oder ein Löwe“. (Wenn man bei den meisten guten Autoren der Metaphertheorie nachsieht, stößt man auf interessante Variationen innerhalb des Bestiariums, das ihnen die Beispiele liefert.) Mit diesen Beispielen gehen wir der Hauptschwierigkeit aus dem Wege, nämlich *eine Bedeutung zu identifizieren*, die *eine neue Wortbedeutung* ist. Das kann man nur, wenn man sie so *konstruiert*, daß dann der ganze Satz einen Sinn ergibt.

Worauf beruhen nun triviale Metaphern? Max Black und Beardsley behaupten, daß die Bedeutung eines Wortes nicht allein von den semantischen und syntaktischen Regeln abhängt, die für seinen Gebrauch in der *wörtlichen* Bedeutung maßgebend sind, sondern von anderen Regeln — die gleichwohl Regeln sind, denen nämlich die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft unterworfen sind und die genau das bezeichnen, was Black „das System von assoziierten Gemeinplätzen“ [system of associated commonplaces] und Monroe Beardsley „die potentielle Skala von Konnotationen“ [potential range of connotations] nennt. In der Aussage „der Mensch ist ein Wolf“ wird der Hauptgegenstand durch eines der Merkmale des Tiers qualifiziert, die zu dem „Wolfssystem verwandter Gemeinplätze“ [wolf-system of related commonplaces] gehören.² Dieses Implikationssystem wirkt als Filter oder als Raster: es selektiert nicht nur, sondern bringt neue Aspekte des Hauptgegenstandes zum Vorschein.

Was ist nun angesichts unserer Beschreibung der Metapher als einer Wortbedeutung, die durch einen neuen Kontext entsteht, von dieser Erklärung zu halten?

Ich stimme der „Interaktionstheorie“, die in dieser Erklärung enthalten ist, vollauf zu: Die Metapher ist mehr als eine bloße Substitution eines anderen, wörtlich zu nehmenden Wortes, die eine umfassende Paraphrase an derselben Stelle restituieren könnte. Die algebraische Summe dieser beiden Operationen, nämlich der Substitution durch den Sprecher und der Restitution durch den Hörer oder Leser, ist gleich Null. Es entsteht keine neue Bedeutung, und wir lernen nichts dazu. Max Black bemerkt: „Interaktionsmetaphern lassen sich nicht ersetzen (...) Der Rekurs auf einen 'untergeordneten Gegenstand' mit dem Ziel, sich Einsichten in einen 'Hauptgegenstand' zu verschaffen, ist eine spezifische intellektuelle Leistung“, und deshalb läßt sich eine Interaktionsmetapher auch nicht ohne „einen Verlust an kognitivem Gehalt“ in die gewöhnliche Sprache übersetzen.

Aber werden wir wirklich der Fähigkeit der Metapher, „mitzuteilen und aufzuklären“, dadurch gerechter, daß wir lediglich der semantischen Polysemie des Wortes im Wörterbuch und den semantischen Regeln, die

² Black, *Models and Metaphors: Studies in Language and Philosophy* (Ithaca 1962), 41, sowie im folg. 46 und 43 [*Theorie der Metapher*, 70ff.: 78 und 74. — Abweichungen nach der französ. Übers. d. Verf.].

für den wörtlichen Gebrauch der lexikalischen Ausdrücke maßgebend sind, das „System von assoziierten Gemeinplätzen“ und die kulturellen Regeln (der Ausdruck stammt von mir), die für deren Gebrauch maßgebend sind, hinzufügen? Ist dieses System nicht etwas Totes oder zumindest etwas bereits Etabliertes?

Natürlich muß man dieses System von Gemeinplätzen annehmen, damit die kontextuelle Wirkung eine geregelte Wirkung ist und die Konstruktion der neuen Bedeutung den Richtlinien bestimmter Vorschriften folgt. Und die Theorie von Max Black hält ja die Möglichkeit offen, daß Metaphern „sowohl von speziell konstruierten Implikationssystemen als auch von eingeführten Gemeinplätzen getragen werden“. Das Problem besteht ja gerade in diesen „speziell konstruierten Implikationssystemen“. Wir müssen uns folglich noch genauer mit dem Interaktionsprozeß selbst befassen, um die Fälle von neuen Metaphern in neuen Kontexten zu erklären.

Beardsleys Metaphertheorie führt uns einen Schritt weiter in dieser Richtung, wenn er die Rolle der logischen Absurdität hervorhebt — nämlich der Kollision wörtlicher Bedeutungen innerhalb desselben Kontextes. „Und in der Poesie“, so heißt es bei ihm, „wendet man vornehmlich den Kunstgriff der *logischen Absurdität* an, um diesen Effekt zu erzielen.“³ Wie das? Logische Absurdität schafft eine Situation, in der wir die Wahl haben, entweder die wörtliche Bedeutung für thematischen Gegenstand und Modifikator beizubehalten und von daher auf die Unsinnigkeit des ganzen Satzes zu schließen — oder aber dem Modifikator eine neue Bedeutung zuzuschreiben, so daß dann der ganze Satz einen Sinn ergibt. Dann haben wir nicht nur eine in sich widersprüchliche Attribution, sondern eine signifikante in sich widersprüchliche Attribution. Wenn ich sage: „Der Mensch ist ein Fuchs“ (der Fuchs hat den Wolf vertrieben!), dann muß ich von einer wörtlichen Attribution zu einer metaphorischen übergehen, *wenn* ich den Satz überhaupt retten will. Woher aber nehmen wir diese neue Bedeutung?

Solange wir Fragen dieser Art stellen — *woher?* —, kommen wir immer wieder auf dieselbe Art von Lösung zurück: die potentielle Skala von

³ Monroe C. Beardsley, *Aesthetics: Problems in the Philosophy of Criticism* (New York 1958), 138 [sowie im folg. *The Metaphorical Twist, Philosophy and Phenomenological Research* 22 (1962), 293—307: 302 = *Theorie der Metapher*, 133].

Konnotationen sagt nicht mehr aus als das System von assoziierten Gemeinplätzen; wir erweitern zwar den Begriff Bedeutung, indem wir „sekundäre Bedeutungen“ als Konnotationen in das Gesamtvolumen der vollen Bedeutung mit aufnehmen; aber wir verbinden weiterhin den schöpferischen Prozeß der Metaphernprägung mit einem nichtschöpferischen Aspekt der Sprache.

Genügt es, dieser potentiellen Skala von Konnotationen die Skala von *Eigenschaften* hinzuzufügen, die bislang noch nicht zur Skala der Konnotationen meiner Sprache gehören, so wie Beardsley es in seiner „revidierten Kontroverstheorie“ [theory of controversion] (*The Metaphorical Twist*) tut? Auf den ersten Blick wird die Theorie durch diesen Zusatz verbessert; wie Beardsley nachdrücklich betont „verwandelt die Metapher eine tatsächliche oder zugeschriebene Eigenschaft in eine Bedeutung“. Die Abwandlung der Theorie ist wesentlich, denn jetzt muß es heißen, daß „die Metaphern eine potentielle Konnotation nicht nur aktualisieren, sondern sie sogar zu einer Hauptkonnotation machen“, so daß „einige relevante Eigenschaften einen neuen Status als Elemente einer Wortbedeutung erhalten“.

Wenn man aber von Eigenschaften von *Dingen* (oder *Objekten*) spricht, die zuvor noch keine Bezeichnung hatten, dann gibt man damit zu, daß die neue Bedeutung nicht *irgendwoher genommen* worden ist, zumindest nicht innerhalb der Sprache (eine Eigenschaft ist etwas zur Sache Gehöriges, nicht zum Wort Gehöriges). Und wenn man sagt, daß eine neue Metapher *überhaupt nirgendwoher genommen* wird, dann erkennt man sie damit als das an, was sie wirklich ist, nämlich eine momentane Sprachschöpfung, eine semantische Innovation, die in der Sprache keinen bereits bestehenden Status hat, weder als Bezeichnung noch als Konnotation.

An dieser Stelle ließe sich die Frage stellen, wie man von einer semantischen Innovation, von einem semantischen *Ereignis* als von einer *Bedeutung* sprechen kann, die identifizierbar und jederzeit wieder identifizierbar ist (das war ja das erste Kriterium des Diskurses im ersten Teil unseres Aufsatzes).

Hier bleibt nur eine Antwort möglich: man muß den Standpunkt des Hörers oder Lesers einnehmen und die Innovation einer neu entstehenden Bedeutung als das — vom Autor stammende — Gegenstück zu der *Konstruktion* seitens des Lesers auffassen. Dann bietet der Prozeß des Erklärens den einzigen Zugang zum Prozeß des Schaffens.

Schlagen wir diesen Weg nicht ein, dann werden wir die Theorie der Substitution nicht los; anstatt für den metaphorischen Ausdruck irgendeine wörtliche Bedeutung zu substituieren, die durch die Paraphrase restituiert wird, substituieren wir das System der Konnotationen und Gemeinplätze ein. Das muß aber eine vorbereitende Arbeit bleiben, welche die Literaturwissenschaft mit der Psychologie und der Soziologie verbindet. Der entscheidende Punkt bei der Erklärung ist die Konstruktion des Interaktionsnetzes, die aus diesem Kontext einen aktuellen und einmaligen Kontext macht. Damit lenken wir die Aufmerksamkeit auf das semantische Ereignis als auf den Schnittpunkt mehrerer semantischer Linien; mit Hilfe dieser Konstruktion ergeben alle Wörter zusammengekommen einen Sinn. Dann — und nur dann — ist die „metaphorische Verdrehung“ zugleich Ereignis *und* Bedeutung, ein bedeutungsvolles Ereignis und eine neu entstehende Bedeutung in der Sprache.

Das ist das grundlegende Merkmal der Erklärung, das die Metapher zu einem Paradigma für die Erklärung eines literarischen Werkes macht. Wir konstruieren die Bedeutung eines Textes auf ähnliche Weise, wie wir alle Ausdrücke einer metaphorischen Aussage sinnvoll verbinden.

Weshalb müssen wir die Bedeutung eines Textes „konstruieren“? Erstens, weil es sich um etwas *Geschriebenes* handelt; in der asymmetrischen Beziehung zwischen Text und Leser spricht nur einer der beiden Partner für beide. Einen Text zum Sprechen zu bringen ist immer etwas anderes, als jemanden zu hören und seinen Worten zuzuhören. [...]

Ein zweiter Grund trägt spezifischer dem Umstand Rechnung, daß ein Text nicht nur etwas Geschriebenes ist, sondern ein Werk, d. h. eine abgeschlossene Kette von Bedeutungen. Nun muß ein Werk konstruiert werden, weil ein Text — besonders wenn es sich dabei um ein literarisches Werk handelt — mehr ist als eine lineare Aufeinanderfolge von Sätzen. Es ist ein kumulativer, ganzheitlicher Prozeß. [...]

Diesen beiden Argumenten, die wir zur Begründung dafür angeführt haben, daß die Bedeutung eines *Textes* oder, genauer noch, eines *Werkes*, eines literarischen Werkes, konstruiert werden muß, können wir weitere Hinweise auf das „Wie“ dieser Konstruktion entnehmen. An dieser Stelle ist der Pol des Textverständnisses homolog zum Verständnis einer metaphorischen Aussage.

Einerseits nimmt diese Konstruktion zwangsläufig die Form eines Ratens an. Wie Hirsch in seinem Buch *Validity in Interpretation* schreibt,

gibt es hier keine Regeln.⁴ Was den Platz anbelangt, der dem *Raten* in dieser Konstruktion zukommt, so ergibt er sich aus dem, was wir über das Fehlen der Intention des Autors als Leitlinie und über den Charakter des Werkes als eines Systems von Ganzem und Teilen gesagt haben. Wir können also die entsprechenden Merkmale, die der Analogie zwischen der Erklärung einer metaphorischen Aussage und einem literarischen Werk als Ganzem zugrunde liegen, folgendermaßen zusammenfassen:

In beiden Fällen beruht die Konstruktion auf „Indizien“ [clues], die im Text selbst enthalten sind. Diese Indizien dienen als eine Art Anhalt für eine spezifische Konstruktion, die eine bestimmte Menge von Erlaubnissen und Verboten enthält; sie schließen einige unpassende Konstruktionen aus und lassen andere zu, bei denen dieselben Wörter mehr Sinn ergeben.

Zweitens, in beiden Fällen kann eine Konstruktion für wahrscheinlicher gehalten werden als eine andere, nicht aber für wahrer. Die wahrscheinlichste ist diejenige, die einmal die meisten vom Text angeführten Fakten berücksichtigt einschließlich potentieller Konnotationen, und die zum anderen eine bessere qualitative Übereinstimmung der Aspekte bietet, die sie in Betracht zieht. Eine schlechte Erklärung darf als beschränkt oder gewaltsam gelten.

Ich bin hier der Meinung von Beardsley, daß eine gute Erklärung zwei Prinzipien Genüge tut: dem Prinzip der Kongruenz und dem Prinzip der Reichhaltigkeit. Bisher war die Rede von der Kongruenz. Das Prinzip der Reichhaltigkeit soll uns als Überleitung zu unserem dritten Teil dienen. Dieses Prinzip lautet: „Alle Konnotationen, die passen, müssen einbezogen werden; das Gedicht bedeutet alles, was es bedeuten kann.“ Dieses Prinzip führt uns weiter als die bloße Sorge um den „Sinn“. Es sagt bereits etwas über die Referenz, weil es als Maßstab der Reichhaltigkeit, denjenigen Erfordernissen entspricht, die aus einer Erfahrung hervorgehen, die ausgedrückt werden will und in der semantischen Dichte des Textes ihre Entsprechung finden möchte. Auf der Ebene des *Sinns* ist das Prinzip der Reichhaltigkeit der Folgesatz eines Prinzips vom integralen Ausdruck, das unsere Untersuchung in eine völlig andere Richtung führt.

Ein Zitat von Humboldt wird uns den Zugang zu diesem neuen Untersuchungsgebiet erleichtern: Sprache, sagt er, Sprache als Rede [discourse]

⁴ [E. D. Hirsch, *Validity in Interpretation* (New Haven 1967), 164 ff.]

steht auf der Grenze zwischen Ausgedrücktem und Unausgedrücktem. Ihr Ziel und Zweck ist es, diese Grenze immer weiter zurückzudrängen.*

Die Interpretation hat das gleiche Ziel.

III. Von der Hermeneutik zur Metapher (Die Interpretation)

1. Auf der Ebene der Interpretation liefert das Textverständnis den Schlüssel zum Metaphernverständnis.

Warum? Weil bestimmte Merkmale des Diskurses erst dann eine explizite Rolle zu spielen beginnen, wenn der Diskurs die Form eines literarischen *Werkes* annimmt. Bei diesen Merkmalen handelt es sich um eben die, welchen wir die Überschriften „Referenz“, und „Autoreferenz“ gegeben haben. Erinnern wir uns, daß ich Referenz und Sinn einander entgegengesetzt habe, indem ich Sinn als das „Was“ und Referenz als das „Wörter“ der Rede bezeichnet habe. Natürlich lassen sich diese beiden Charakteristika auch in der kleinsten Einheit der Sprache als Rede, nämlich im Satz, erkennen. Der Satz handelt von einer Situation, die er ausdrückt, und bezieht sich mittels spezifischer Verfahren auf seinen Sprecher zurück. Aber solange der Diskurs als Rede kein Text geworden ist und nicht die Form eines Werkes angenommen hat, werfen Referenz und Autoreferenz keine verwirrenden Probleme auf.

Was für Probleme? Setzen wir noch einmal bei dem Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache an. In der gesprochenen Sprache [langage] ist das, worauf sich ein Dialog letztlich bezieht, die den Gesprächspartnern gemeinsame Situation, d.h. Aspekte der Wirklichkeit, die man zeigen, auf die man mit dem Finger hinweisen kann; wir sprechen dann von einer „ostensiven“ Referenz. In der geschriebenen Sprache ist die Referenz nicht mehr ostensiv: Gedichte, Aufsätze, fiktionale Werke sprechen von Dingen, Ereignissen, Zuständen, Charakteren, die evoziert werden, aber nicht da sind. Und dennoch handeln literarische Texte von etwas. Wovon? Von einer Welt, welche die Welt dieses

* [Unausgewiesenes Zitat. Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* (1827–29).]

Werkes ist. Damit will ich keineswegs sagen, daß der Text dann ohne Welt ist, sondern vielmehr, daß der Mensch jetzt erst eine *Welt*** und nicht nur eine *Umwelt*** hat. Ebenso wie der Text seine Bedeutung von der Vormundschaft der geistigen Intention befreit, löst er seine Referenz aus den Grenzen der ostensiven Referenz. Für uns ist die Welt die Gesamtheit der Referenzen, die durch Texte erschlossen werden. So sprechen wir von der „Welt“ der Griechen, nicht etwa, um die Situationen derer zu bezeichnen, die damals lebten, sondern vielmehr, um die nicht situationsgebundenen Referenzen zu bezeichnen, die den Untergang der ersteren überlebt haben und die nunmehr als mögliche Seinsmodi, als mögliche symbolische Dimensionen unseres In-der-Welt-seins ergriffen werden können.⁵

Das Wesen der Referenz literarischer Werke hat eine wichtige Auswirkung auf den Begriff der Interpretation. Es impliziert, daß die Bedeutung eines Textes nicht *hinter* dem Text, sondern *davor* ist. Sie ist nicht etwas Verborgenes, sondern etwas Entborgenes [découvert — ouvert]. Das, was es zu verstehen gilt, ist etwas, das dank der nichtostensiven Referenzen des Textes auf eine mögliche Welt hinweist. Texte sprechen von möglichen Welten und von möglichen Weisen, sich in diesen Welten zurechtzufinden. Insofern wird Erschließen [decouvrir — ouvrir] für geschriebene Texte das Äquivalent dessen, was die ostensive Referenz für die gesprochene Sprache ist. Interpretation wird dann das Erfassen von Sätzen über eine von den nichtostensiven Referenzen des Textes erschlossene Welt.

Diese Auffassung der Interpretation zeigt eine entscheidende Gewichtsverlagerung gegenüber der romantischen Tradition der Hermeneutik; dort legte man das Hauptgewicht auf die Fähigkeit des Hörers oder Lesers, sich in das geistige Leben eines anderen Sprechers oder Schreibers hineinzusetzen. Jetzt liegt das Gewicht nicht so sehr auf dem *anderen* als einer geistigen Gegebenheit, sondern auf der vom Werk entfalteten Welt. *Verstehen*** heißt, der Dynamik des Werkes, der Bewegung von dem, was es sagt, zu dem, worüber es etwas sagt, folgen. Über meine Situation als Leser, über die Situation des Autors hinaus, stelle ich

** ['Welt' und 'Umwelt', im folgenden auch 'Verstehen' und 'Aneignung', 'eigen' und 'fremd' dt. im Original.]

⁵ [Hier und im folgenden teilweise wörtliche Überschneidungen mit Paul Ricoeur, *The Model of the Text*, *Social Research* 38 (1971), 529–562: 535 ff. und 558 ff.]

mich selbst den möglichen Weisen des In-der-Welt-seins, die der Text mir eröffnet und enthüllt. Das nennt Gadamer die „Horizontverschmelzung“ in der historischen Erkenntnis.⁶

Diese Gewichtsverlagerung vom Verstehen des anderen zum Verstehen der Welt seines Werkes bringt eine entsprechende Verschiebung in der Auffassung des „hermeneutischen Zirkels“ mit sich. Mit dem „hermeneutischen Zirkel“ wollten die romantischen Denker sagen, daß das Verstehen eines Textes kein objektives Verfahren im Sinne wissenschaftlicher Objektivität sein kann, sondern notwendig ein Vorverständnis impliziert, das ausdrückt, wie der Leser sich selbst und seine Welt bereits verstanden hat. Deswegen entsteht eine Art Zirkularität zwischen Textverständnis und Selbstverständnis. Das ist in knapper Form das Prinzip des hermeneutischen Zirkels. Es ist durchaus begreiflich, daß die in der Tradition des logischen Empirismus geschulten Denker die bloße Idee eines hermeneutischen Zirkels als schlicht skandalös zurückweisen und ihn als empörende Verletzung sämtlicher Regeln der Verifizierbarkeit auffassen mußten.

Ich will meinerseits nicht leugnen, daß der hermeneutische Zirkel eine unvermeidliche Struktur der Interpretation bleibt. Es gibt keine echte Interpretation, die nicht auf irgendeine Form der *Aneignung*** hinausläuft, wenn wir darunter verstehen, daß man sich etwas zu *eigen*** macht, was zunächst anders, *fremd*** war. Aber nach meiner Überzeugung versteht man den hermeneutischen Zirkel nicht richtig, wenn man ihn 1. als einen Zirkel zwischen zwei Subjektivitäten auffaßt, nämlich der des Lesers und der des Autors, und 2. als Projektion der Subjektivität des Lesers in die Lektüre selbst. Korrigieren wir zunächst die erste der beiden Annahmen, um dann die zweite korrigieren zu können.

Das, was wir uns zu eigen machen, was wir uns aneignen, ist nicht eine fremde Erfahrung oder eine ferne Intention, sondern der Horizont einer Welt, auf die sich ein Werk bezieht. Die Aneignung der Referenz findet kein Vorbild mehr in der Bewußtseinsverschmelzung, in Einfühlung [empathy] oder Sympathie. Das Zur-Sprache-Kommen von Sein und Bedeutung eines Textes ist das Zur-Sprache-Kommen einer Welt und nicht das Erkennen einer anderen Person.

⁶ [Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode* (Tübingen 1960), Zweiter Teil II, hier 290.]

Die zweite Korrektur an der romantischen Interpretationsauffassung ergibt sich aus der ersten. Wenn Aneignung das Gegenstück zu Erschließung ist, dann ist es falsch, die Rolle der Subjektivität als Projektion zu beschreiben. Ich würde eher sagen, daß der Leser sich selbst angesichts des Textes, angesichts der Welt des Werkes versteht. Sich selbst angesichts einer Sache, angesichts einer Welt zu verstehen, ist das Gegenteil von Selbstprojektion mitsamt den eigenen Ansichten und Vorurteilen; es bedeutet, durch das Werk und seine Welt, den Horizont des eigenen Selbstverständnisses zu erweitern.

Deshalb überläßt die Hermeneutik die Interpretation nicht den begrenzten Fähigkeiten eines bestimmten Lesers zum Verständnis; sie stellt die Bedeutung des Textes nicht in die Macht dessen, der ihn interpretiert. Damit will ich keineswegs sagen, daß irgend jemand seine eigene Daseinsweise auf der Welt bereits genau kennt und diese als ein *a priori* seiner Lektüre projiziert, ich will vielmehr sagen, daß die Interpretation der Prozeß ist, bei dem die Erschließung *neuer Seinsmodi* — oder wenn man statt Heidegger lieber Wittgenstein nimmt: *neuer Lebensformen* — jemandem eine neue Fähigkeit des Selbstverständnisses verleiht. Wenn es irgendwo Entwurf und Projektion gibt, so ist es die Referenz des Werks, die der Entwurf einer Welt ist; folglich wird der Leser reicher in seiner Fähigkeit, sich selbst zu entwerfen, indem er vom Text selbst eine neue Seinsweise erhält.

Auf diese Weise wird der hermeneutische Zirkel nicht gelehnet, sondern er wird von einer subjektivistischen auf eine ontologische Ebene verschoben [déplacé]: der Zirkel existiert zwischen meiner Seinsweise — über das hinaus, was ich von ihr wissen kann — und der vom Werk erschlossenen Seinsweise als der Welt des Werks.

2. So sieht das Interpretationsmodell aus, das ich jetzt von Texten als langen Diskurssequenzen auf die Metapher als „einem Gedicht *en miniature*“ (Beardsley) übertragen möchte. Zwar ist die Metapher als Diskurs zu kurz, als daß man die Dialektik zwischen der Eröffnung einer Welt und dem Verstehen seiner selbst angesichts dieser Welt entwickeln könnte. Dennoch weist diese Dialektik auf einige Merkmale der Metapher hin, welche die bisher zitierten modernen Theorien nicht in Erwägung zu ziehen scheinen, die jedoch in der griechischen Metapherntheorie nicht fehlten.

Kehren wir noch einmal zur Metapherntheorie in der *Poetik* des Aristoteles zurück. Die Metapher ist nur „Teil“ (μερῆ) dessen, was Aristote-

les „Redeweise“ (λέξις) nennt; als solche gehört sie in eine Gruppe von sprachlichen Verfahren — Verwendung von Fremdwörtern, Prägung neuer Wörter, Abkürzung und Verlängerung von Wörtern — die alle vom üblichen (κωριον) Gebrauch von Wörtern abweichen. Was macht nun aber die *Lexis* zu einer Einheit? Allein ihre *Funktion* in der Dichtung. Die *Lexis* ihrerseits ist „Teil“ (μερῆ) der Tragödie als dem Paradigma der Dichtung. Die Tragödie repräsentiert im Kontext der *Poetik* die Ebene des literarischen Werkes als Ganzen. Als Gedicht hat sie Sinn und Bedeutung. In der Sprache des Aristoteles wird der „Sinn“ der Tragödie durch das gewährleistet, was er „Fabel“ oder „plot“ (μῦθος) nennt. Wir dürfen unter dem *Mythos* der Tragödie ihren Sinn verstehen, da Aristoteles immer wieder nachdrücklich auf seine strukturellen Eigenschaften hinweist: der *Mythos* muß Einheit und Kohärenz aufweisen und muß aus den dargestellten Handlungen etwas „Ganzes und Vollständiges“ machen. Als solcher ist der *Mythos* der wichtigste „Teil“ der Tragödie, ihr „Wesen“; alle anderen „Teile“ der Tragödie — die „Personen“, die „Gedanken“, die „Redeweise“, das „Schauspiel“ — sind als Mittel, Umstände oder Aufführung der Tragödie als *Mythos* an den *Mythos* gebunden.

Daraus müssen wir die Schlußfolgerung ziehen, daß nur in Verbindung mit dem *Mythos* einer Tragödie ihre *Lexis* einen Sinn bekommt, und mit der *Lexis* dann auch die *Metapher*. Es gibt keine lokale Bedeutung der Metapher außer der regionalen, die durch den *Mythos* der Tragödie bewirkt wird.

Ist aber die Metapher durch den *Mythos* an den „Sinn“ der Tragödie gebunden, dann ist sie auch an die „Referenz“ der Tragödie gebunden, und zwar auf Grund ihrer allgemeinen Absicht, die Aristoteles *Mimesis* nannte.

Warum schreiben denn Dichter Tragödien, warum bearbeiten sie Fabeln und verwenden sie „fremde“ Wörter wie Metaphern? Weil die Tragödie selbst an einen noch fundamentaleren Plan gebunden ist, nämlich den, menschliche Handlungen *poetisch nachzuahmen*. Mit diesen beiden beherrschenden Begriffen — *Mimesis* und *Poiesis* — sind wir auf der Ebene angelangt, die ich die referentielle Welt des Werkes genannt habe. In der Tat enthält der aristotelische Begriff der *Mimesis* bereits sämtliche Paradoxa der Referenz. Einerseits ist sie Ausdruck einer Welt menschlicher Handlungen, die schon da ist; die Tragödie soll die menschliche Wirklichkeit, die Tragödie des Lebens, ausdrücken. Aber andererseits bezeichnet

Mimesis nicht die Verdoppelung der Wirklichkeit; *Mimesis* ist *Poiesis*, d. h. Herstellung, Konstruktion, Schöpfung. Aristoteles gibt mindestens zwei Hinweise auf diese schöpferische Dimension der *Mimesis*: die Fabel selbst als kohärente, eigenständige Konstruktion, die ein Beweis für das schöpferische Genie des Künstlers ist; und vor allem die Definition der Tragödie als Nachahmung menschlicher Handlungen, die sie als bessere, edlere und höhere erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit sind. Kann man dann nicht sagen, daß *Mimesis* die griechische Bezeichnung für das ist, was wir die nichtostensive Referenz des literarischen Werkes genannt haben, oder anders ausgedrückt, die griechische Bezeichnung für die Erschließung der Welt?

Wenn das stimmt, dann können wir jetzt etwas über die Kraft [pouvoir/power] der Metapher sagen. Ich sage jetzt ausdrücklich „Kraft“ und nicht mehr „Struktur“ und auch nicht „Prozeß der Metapher“. Die Kraft der Metapher ergibt sich innerhalb eines Dichtwerks aus ihrer Verbindung *vor allem* mit den anderen Verfahren der *Lexis*, dann mit der „Fabel“, die das Wesen des Werks, sein immanenter „Sinn“ ist, und drittens mit der Intentionalität des Werkes als eines Ganzen, d. h. mit seiner Intention, menschliche Handlungen als etwas *Höheres* darzustellen, als sie in Wirklichkeit sind: das ist *Mimesis*. In diesem Sinne beruht die Kraft der Metapher auf derjenigen des ganzen Gedichts.

Wenden wir nun diese Betrachtungen, die wir aus der *Poetik* des Aristoteles entlehnt haben, auf unsere eigene Beschreibung der Metapher an. Könnte man nicht sagen, daß derjenige Aspekt der Metapher, den wir über alle anderen Merkmale gestellt haben — d. h. den Charakter des Neuen, in Entstehung Begriffenen —, mit der Funktion der Dichtung als schöpferische Nachahmung der Wirklichkeit verwandt ist? Warum sollten wir uns neue Bedeutungen ausdenken, Bedeutungen, die nur im Augenblick der Rede [l'instant du discours] existieren, wenn nicht zum Zweck der *Poiesis* in der *Mimesis*. Wenn es stimmt, daß das Gedicht eine Welt schafft, dann bedarf es dazu einer Sprache, die seine schöpferische Kraft in spezifischen Kontexten bewahrt und zum Ausdruck bringt.

Verbindet man die *Poiesis* des *Gedichts* und die Metapher als neuentstehende Bedeutung miteinander, so werden beide zur gleichen Zeit verständlich: die Dichtung und die Metapher.

Auf diese Weise bahnt die Interpretationstheorie den Weg für eine endgültige Erforschung der Kraft der Metapher. Der Vorrang, den wir der

Textinterpretation auf dieser letzten Stufe der Analyse einräumen, besagt nicht, daß die Beziehung zwischen beiden nicht gegenseitig ist. Die Erklärung der Metapher als ein lokales Ereignis im Text trägt zu der eigentlichen Interpretation des Werkes als Ganzen bei. Man könnte sogar behaupten, wenn die Interpretation von lokalen Metaphern durch die Interpretation des Textes als Ganzen und durch die Entwirrung der von ihm projizierten Welt erhellt wird, auch umgekehrt die Interpretation des Gedichts als Ganzen von der Erklärung der Metapher als lokalem Phänomen des Textes kontrolliert wird. Ich bin so kühn, als Beispiel für diese gegenseitige Beziehung zwischen den regionalen und lokalen Aspekten des Textes eine mögliche, in der *Poetik* des Aristoteles unterschwellig vorhandene Verbindung anzuführen zwischen dem, was er einerseits über die *Mimesis* und andererseits über die Metapher sagt: die *Mimesis* läßt, wie wir gesehen haben, menschliche Handlungen *höher* erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind; dagegen ist es die Aufgabe der Metapher, die Bedeutungen der gewöhnlichen Sprache in den Dienst ungewohnter Verwendungen zu stellen. Besteht da nicht eine gegenseitige, tiefliegende Affinität zwischen der Absicht, menschliche Handlungen besser erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit sind, und dem besonderen Verfahren der Metapher, das den Sprachgebrauch über sich selbst hinaushebt?

Drücken wir diese Beziehung noch allgemeiner aus: Weshalb sollten wir neue Bedeutungen aus unserer Sprache herausholen, wenn wir nichts *Neues* zu sagen, wenn wir keine neuen Welten zu projizieren hätten? Sprachschöpfungen wären sinnlos, wenn sie nicht der allgemeinen Absicht dienen, neue Welten aus der Dichtung erstehen zu lassen.

Erlauben Sie mir, mit einem Gedanken zu schließen, der zu einer Interpretationstheorie paßt, deren Hauptgewicht auf dem „Eröffnen einer neuen Welt“ liegt. Auch unser Schluß soll ein paar neue Perspektiven „eröffnen“. Perspektiven worauf? Vielleicht auf das alte Problem der Einbildungskraft, das ich wohlweislich beiseite gelassen habe. Jetzt sind wir so weit, die Einbildungskraft nicht mehr als die Fähigkeit anzusehen, „Bilder“ aus unserer sinnlichen Erfahrung zu gewinnen, sondern als Vermögen, unser Selbstverständnis durch neue Welten formen zu lassen. Diese Kraft würde nicht durch auftauchende Bilder, sondern durch neu entstehende Bedeutungen in unserer Sprache vermittelt. Daher sollte man die Einbildungskraft als eine sprachliche Dimension behandeln. Auf diese Weise würde ein neues Bindeglied zwischen Einbildungskraft und Metapher sichtbar.